Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 78 (1984)

Heft: 4

Artikel: Das Dokument : "Werft euer Vertrauen nicht weg!" : Ein Brief zur "Ausreisewelle" in der DDR

Autor: Falcke, Heino

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143119

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Werft euer Vertrauen nicht weg!»

Ein Brief zur «Ausreisewelle» in der DDR

Der Evangelische Propst
zu Erfurt

Erfurt im Februar 1984

An die Pfarrer und Mitarbeiter im Verkündigungsdienst
in der Propstei Erfurt

Liebe Brüder und Schwestern!

In den letzten Wochen war viel von einer «Ausreisewelle» die Rede. Das beschäftigt viele in unseren Gemeinden, und auch so mancher, der gar nicht ausreisen will, hört in sich diese Frage: Warum bleibe ich eigentlich in der DDR? Auch wenn es mit der Ausreisewelle bald vorbei sein sollte, diese Frage bleibt und will beantwortet sein, wenn es nicht zu einer Welle der *inneren* Emigration kommen soll.

Natürlich gibt es eine ganze Reihe von Ausreiseanträgen, die wir alle gut verstehen und nur unterstützen können: Familienzusammenführungen, Krankheiten, die Spezialbehandlungen erfordern, schwere Konflikte mit der politisch-ideologischen Macht usw.

Aber ist die Ausreise aus der DDR denn überhaupt zu problematisieren? Ist es heute nicht das Normalste von der Welt, dass ein Mensch, eine Familie von einem Land in das andere umzieht, zumal wenn es nur aus dem einen Deutschland in das andere geht? Mobilität kennzeichnet das Leben in der modernen Welt, Freizügigkeit gehört zu den Menschenrechten. Liegt das Problem einer Übersiedlung in die BRD nicht einzig darin, dass es unser Staat zum Problem macht?

Die geschlossene und schwerbewachte Grenze ist in der Tat einer der wundesten Punkte unseres Staates. Vielen seiner Bürger gibt sie das Gefühl des Eingesperrtseins, das für manche zum Motiv für den Ausreiseantrag wird. Ich weiss keinen Grund, diese so beschaffene Grenze zu rechtfertigen. Wir können sie nur als Faktum hinnehmen. Dafür, dass wir das tun sollten, gibt es allerdings politische Gründe, die vor allem mit der Erhaltung des Friedens in Mitteleuropa zu tun haben. Dies ist aber natürlich kein Argument gegen einen Ausreiseantrag.

Auch mit einer *theologischen* Problematisierung der Ausreiseanträge müssen wir kritisch und genau sein. Dass die meisten von uns hier aufgewachsen, oder doch hier zu Hause sind, hier ihre «Heimat» haben, und dass wir als Christen darin die Fügung des Schöpfers und keinen sinnlosen Zufall sehen: ist das ein theologischer Grund, der uns an dieses Land bindet? Wir könnten mit diesem Argument in eine bedenkliche Nähe der pseudotheologischen Verklärung der Heimat geraten, wie sie uns bei den Vertriebenenverbänden begegnet.

Die ältesten heilsgeschichtlichen Überlieferungen der Bibel stammen aus der Nomadenzeit, und der Schöpfungssegen Gottes war für sie ein mitwandernder Segen. Dann wurde Israel sesshaft in dem von Gott verheissenen, geschenkten und wiedergeschenkten Land. Für Israel ist das Land Unterpfand des Heils. Für uns Christen aber kann kein Land zum «Heiligen Land» werden. In Christus gilt das Heil Gottes allen Völkern und er sendet seine Jünger zu ihnen. «Nachfolge» wird zur Leitmetapher christlichen Lebens, und sie ist heute in einer Welt zu leben, die nach der bäuerlichen und urbanen Kultur der Sesshaftigkeit durch Technik, Industrie und Kommunikationsmedien in eine neue Mobilität und Fluktuation überführt wurde.

Freilich gehört es zu unserem Schöpfungsglauben, dass wir auch in allem, was uns am Ort und in der Zeit unseres Aufwachsens zugewachsen ist, Gottes Hand im Spiel sehen.

Die Prägung, die wir durch Eltern, Geschwister, Freunde und Umwelt empfingen, die Auseinandersetzungen, in denen wir unseren Standort fanden, der Ausbildungsweg und dann die berufliche und familiäre Sesshaftwerdung, diese ganze biographische Geschichte gehört zum Wichtigsten unseres Lebens, das wir nicht von uns abtrennen können. Schon der kurze Überblick über die Stadien der biblischen Überlieferung zeigt aber, dass die Gottesgabe der Heimat nicht als solche schon bedeutet, dass ich dort bleiben soll statt auszuziehen und anderswo mit dem mir zugewachsenen «Pfund» zu wuchern und durchaus auch mein Glück zu machen.

Wo also liegt das Problem bei den Ausreiseanträgen?

Wir dürfen uns diese Frage darum nicht leicht machen, weil die im Lande Bleibenden dazu neigen, die Ausreisenden festhalten zu wollen. Ihr Weggang macht uns ja ärmer, und er rührt vielleicht auch eine Sehnsucht in uns auf, die wir gar nicht so leicht unter Kontrolle bekommen. So müssen wir unsere eigenen Argumente kritisch prüfen. Auf keinen Fall können wir ja die Diskriminierung der «Antragsteller» mitmachen, wie sie in unserer Umwelt bisweilen geschieht.

Soweit ich sehe, hätten wir in unseren Gesprächen mit Ausreisewilligen (das könnten ja auch Selbstgespräche sein!) vor allem drei Fragenkreise anzusprechen:

1. Ist die Übersiedlung in den Westen wirklich der Ausweg aus den wirklichen Problemen, die ihr habt?
2. Wenn ihr an die Menschen denkt, die ihr hier zurücklasst, sind sie nicht doch eure Nächsten, denen ihr Nächste sein und bleiben sollt?
3. Wenn euch die politischen Verhältnisse kein sinnvolles Leben zu erlauben scheinen, sollen wir nicht auch unser Land und unser Leben in ihm trotz aller Enttäuschung unter Gottes Herrschaft und Verheissung sehen?

Zu 1.

Mehrfach habe ich beobachtet, und andere haben diese Beobachtung bestätigt, dass die Motivation für den Ausreiseantrag nicht in der gesellschaftlich-politischen Situation lag, die man verlassen will, sondern in persönlich-familiären Problemen, die man mitnimmt.

Gewiss wirken Schwierigkeiten, die man in Staat, Berufsleben und Bildungswesen hat, oft problemverschärfend, aber sind sie wirklich die Ursache? Verdecken sie vielleicht eher den Kern der persönlichen Probleme? Könnte der Übersiedlungswunsch in der Illusion gründen, man könne mit dem Land auch die persönlichen Probleme zurücklassen, und ist diese Illusion nicht darum gefährlich, weil sie die notwendige Aufarbeitung dieser Probleme verhindert? Oft ist der Ausreiseantrag der letzte Schritt einer langen Konfliktgeschichte, in der viel früher hätte Rat gesucht und Hilfe angeboten werden sollen.

Zu 2.

Bedenken wir genügend, wieviel für unser Leben das Geflecht menschlicher Beziehungen bedeutet, in das wir biographisch hineingewachsen sind? Manchmal habe ich den Eindruck, dass diese mitmenschliche Lebenswirklichkeit durch das Leiden an den Verhältnissen und durch den Wunsch nach besserer Selbstverwirklichung in den Hintergrund gedrängt wird.

Bei Menschen im Konflikt kann es zu einer Blickverengung auf den Konfliktstoff und die Befreiung von ihm kommen. Fixiert auf den Konflikt sagen sie: «Ich kann hier nicht mehr leben!» und sie nehmen die Lebensangebote, die vor allem in dem Geflecht mitmenschlicher Beziehungen liegen, nicht wahr.

Bedenken die Ausreisewilligen genügend, welche Lücke sie in diesem Geflecht hinterlassen und wie ihr Weggang andere entmutigt? Wie ein Durchstehen der Schwierigkeiten hier, wie tapferer Widerstand gegen Opportunismus und wie ein wenig Mut zum Verzichten andere stärken und aufrechterhalten könnte? Ob sich die aus politischen Gründen Ausreisenden nicht ernster fragen müssten, wieviel Zurückbleibende sie durch ihre Emigration in die innere Emigration abtreiben?

Das alles gilt in besonderer Weise von Christen und Mitchristen und natürlich von Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern, die durch ihren Auftrag an die Gemeinde hier gewiesen und gebunden sind. Ich denke, dass ich zu diesem letzten Punkt nicht ausführlicher werden muss.

Der Apostel Paulus spricht von der Befreiung aus traditionellen Ordnungen und Abhängigkeitsverhältnissen. «In Christus» sei weder Mann noch Frau, weder Herr noch Sklave (Gal. 3,28). Trotz dieser Emanzipation in Christus empfiehlt er Frauen und Sklaven, im Blick auf die politischen Ordnungen den Christen überhaupt, in den untergeordneten Verhältnissen zu bleiben (1.

Kor. 7,20 f; Röm. 13,1 ff; Gal. 5,13 f). Dabei mag auch ein Schuss Konservativismus oder die Naherwartung des wiederkommenden Herrn eine Rolle gespielt haben.

Leitend dabei war aber der Gedanke, dass der Ort in der Gesellschaft als Berufung zum Dienst am Mitmenschen in der Liebe angenommen werden soll. Wir haben in Christus das Recht zu Emanzipation, aber der Gebrauch dieses Rechts soll von der Liebe zum Nächsten geleitet und auch begrenzt sein.

Vor dem Ausreiseantrag sollte daher die Erwägung stehen, ob das Geflecht mitmenschlicher Beziehungen, in dem wir leben, nicht der «Ort der Berufung» ist, an den uns Gottes Ruf zur Praktizierung unserer Freiheit in der Liebe festhält. Sollten wir wirklich eine andere Freiheit suchen? Politische Verhältnisse können uns d i e s e Freiheit weder gewähren noch nehmen.

Zu 3.

Nicht wenige Antragsteller tun diesen Schritt, weil sie bei ihrer politischen und/oder christlichen Überzeugung für sich und ihre Familien hier keine Zukunftschancen sehen, und weil sie keine Hoffnung mehr haben, dass sich der Sozialismus ändert oder sie ihn durch ihr politisches Engagement ändern könnten. Einige von ihnen können von Enttäuschungserfahrungen berichten, die schwer zu überwinden sind und uns ratlos machen. Gerade in letzter Zeit sind Hoffnungen, dass es mit Frieden und Entspannung und der ökologischen Verantwortung vorangeht, schwer enttäuscht worden. Gerade politisch bewusst und verantwortlich lebende Menschen, die daran leiden, dass unser Staat hinter den drei Hauptaufgaben unserer Zeit — Überwindung des Abschreckungssystems, globale Gerechtigkeit, Naturbewahrung — weit zurückbleibt, kann man oft nur schwer zum Bleiben ermutigen.

Braucht unsere Gesellschaft aber nicht besonders dringend diese Menschen, die an den Verhältnissen leiden, sich an ihnen reiben und damit ihre Schäden bewusst machen? Wenn es eine Hoffnung auf Besserung gibt, dann doch nur so, dass wir Konflikte durchstehen und nicht aus ihnen fliehen. Zur Konfliktbereitschaft gehört freilich, dass wir uns nicht auf totale Konfrontation festlegen, sondern auf praktikable Schritte und auf fruchtbare Kompromisse um des Nächstbesseren willen einlassen. Oft habe ich das Gefühl, im Protest erstarrten Menschen gegenüberzusitzen, und es gälte, den Pro-test beweglich, gangbar, aktiv und wenn irgend möglich kooperativ zu machen.

Die Grundfrage freilich bleibt: Gibt es denn Hoffnung? Hierzu kann ich nur die Glaubenswahrheit wiederholen, die wir schon oft gehört und gepredigt haben, und die ich vor 12 Jahren mit der Wendung vom «verbesserlichen Sozialismus» deutlich machen wollte: Wir dürfen auch unser Land unter der Herrschaft des Schöpfers, Versöhners und Vollenders sehen und darum als veränderbare Grösse in der offenen Geschichte, die Gott mit uns hat. Gerade als Christen sollten wir sehr lange überlegen, ob wir aus dieser Geschichte und also aus dem Versuch, Christsein in der sozialistischen Gesellschaft zu leben, aussteigen wollen. Zwei Generationen sind noch keine Zeit für solch einen Versuch, den Gott uns erstmalig in der deutschen Geschichte zumutet, und den nicht nur viele in der weltweiten Ökumene, sondern sicher auch die Engel im Himmel mit Spannung beobachten! «Werft euer Vertrauen nicht weg», heisst es im Hebräerbrief, der an Christen der zweiten Generation gerichtet war.

Könnte es sein, dass unsere Hoffnung für unsere Gesellschaft einen längeren Atem braucht und offener werden muss für verschiedene Möglichkeiten? Ein Pfarrbruder meinte kürzlich, die Weisheit der Sprüche, dass alles seine Zeit habe, könne doch auch bedeuten: Verändern hat seine Zeit und Warten hat seine Zeit.

Weiter sollten wir bedenken, dass die Wandlungen, die uns die drei Hauptaufgaben unserer Zeit abverlangen, nicht nur die politisch-ökonomischen Makrostrukturen betreffen, denen gegenüber wir uns oft ohnmächtig fühlen, sondern mit gleichem Gewicht unsere Lebensweise. Da wäre sehr viel möglich und zu tun im persönlichen, familiären und gemeindlichen Leben, was dann auch gesellschaftlich-politisch relevant werden kann. «Das weiche Wasser bricht den Stein», singen sie gerade im Westen, wo der Spielraum eigenständiger Veränderungsaktivitäten soviel grösser zu sein scheint!

Ich hoffe, dass Sie mit diesen Erwägungen etwas anfangen können. Wenn Sie es nicht brauchen — um so besser!

Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Passionszeit und

grüsse Sie als Ihr Heino Falcke